

# Literarische Warte

Monatsschrift  
für schöne Literatur

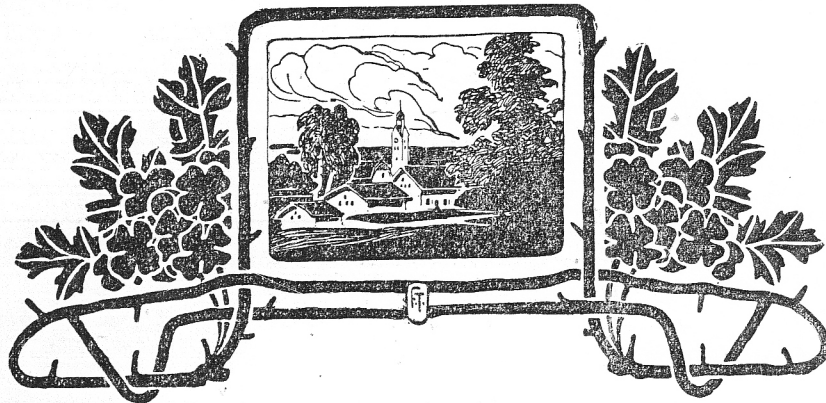
Herausgegeben von der  
Deutschen Literatur-Gesellschaft

Zweiter Jahrgang



München 1901

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.



II. Jahrgang,

1900.

Heft 2.

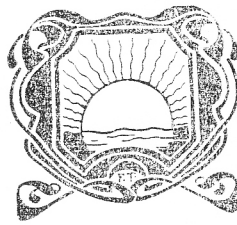


### Den „Kaisern“!

Die Fahne hoch auf freier Sangerwarte!  
Das gold'ne Kreuz; empor am deutschen Schaft!  
Weit in die Lande schau' die Standarte!  
Die Fahne hoch auf freier Sangerwarte  
Als Schutz- und Truhpanier der alten Kraft!  
Empor den Blick, german'sche Sangesmanner,  
Empor, empor zum Licht des Geistes Flug!  
Das Ideal aus unsrer Brust zu bannen  
Ist doch der Gegner Larm nicht laut genug.

Weil wir uns trenn um Romas Mauern scharen  
Und glaubig seh'n fur Petri Herrscherthron,  
Weit wir katholisch bleiben, wie wir waren,  
Trifft uns schon seit Dezzennien von Jahren  
Der Menge „Crucifige!“ schneidend Hohn.  
Wir buhlen nicht um Hosanna-Singen  
Mit uns'res Saitenspiels bescheid'nem Klang;  
Wir wollen auch der Kunst ein Opfer bringen  
Gehorsam folgend uns'res Herzens Drang.

Wir sehen also, daß Girardi immer und überall weiß, wie weit er ohne seine Künstlerkraft, ohne den angeborenen Sinn für echte Kunst zu verleugnen, gehen darf. Er ist Meister im Gebiete des Humors und in allen Gebieten des menschlichen Gemüthes. Darum können wir ihn getrost den großen Komiker, den großen Schauspieler nennen, der der großen allgemeinen Kunst stets zur Ehre gereicht. Wie immer kann Wien auch bei dem letzten Abend stolz sein auf seinen Alexander Girardi!



## Unsere Lyrik.

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

Wer einmal die Geschichte der Literatur von der Wende des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben unternimmt, wird das verfloßene Jahrzehnt das lyrische nennen können. Es beweist, daß die im tiefsten Gemüthe des deutschen Volkes wurzelnde lyrische Kunst nicht zu kurz kam in dem Aufschwunge, den die literarische Entwicklung überhaupt nahm. Große Talente treten auf, die in der Lyrik nicht allein das kostbare Erbe der Storm und Mörike, der Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und Johann Georg Sülzer treu verwalteten; sondern sie vermochten auch den lyrischen Stimmungsgehalt zu vertiefen, die Abwechslung in der Anwendung des Gleichnisses, einem reicheren Lebensinhalte entsprechend, zu vermehren und den Glanz der Form noch über die strahlende Glätte ihrer Vorbilder zu erhöhen. Reiften damit die Schaffenden zu einer ansehnlichen Vollendung heran, so blieb anderseits die regere Theilnahme der Genießenden, des mit so vielen Auflagen sich abfindenden Publikums, nicht aus, und auch in diesem Sinne würde der Name lyrisches Jahrzehnt seine Berechtigung haben.

Mancher, dem die literarische Entwicklung mehr abseits als im Wege lag, wird die umständliche Begründung und Beweisführung dieser erfreulichen Behauptungen erwarten. Es würde ein umfangreiches Stück Arbeit sein. Vieles, so z. B. die Zergliederung der Schaffensweise oben genannter Dichter, liegt außerhalb des Rahmens vorliegender Arbeit zeitlich und inhaltlich. Denn hier ist es vor Allem auf eine kurze, übersichtliche Gruppierung zeitgenössischer Lyrik abgesehen, die insbesondere den Anteil unserer, der katholischen Dichter dabei ins Auge fassen möchte. Auf eine Klarstellung in wenig Worten soll indes nicht verzichtet sein.

Ohne auf die manchmal fragwürdige Beweiskraft großer Absatzziffern, die für einige lyrische Neuererscheinungen des Jahrzehnts leicht beizubringen wären, großes Gewicht zu legen, ist für mich bemerkenswerter die Tatsache, daß öffentliche Vorträge über unser Thema allerwärts sich mehren, daß aber auch das Publikum diese Veranstaltungen gern und zahlreich besucht. Wer stundenlang dem Rezitator von Versproduktionen zuhört, hat Interesse für die Sache. Die gediegenen Aufsätze über Lyriker aller Schattierungen, deren charakteristische wir uns unten etwas näher ansehen wollen, sowie Essays über ihre Eigentümlichkeiten in Produktion und Auffassung, waren kaum häufiger selbst in den Tagesblättern zu finden, als letzthin. Wie stand es damit sonst? Die Kritik betrachtete Lyrik als Kleinkunst, die vor höheren Aufgaben zurückstehen mußte. Noch im Jahre 1886 schrieb Karl Bleibtreu in seiner „Revolution der Literatur“: „Ein rechter Kerl belästigt die Welt überhaupt mit Lyrik nebenbei, neben seinen größeren Arbeiten.“ — Es wäre ungerrecht, diesen Satz als Obitium mit dem Namen eines einzelnen Mannes zu verknüpfen; die Geringschätzung lyrischer Produktion war ein allgemeines Merkzeichen jener Tage, die den extremen Realismus auf die Fahne schrieben und dessen konkreten Ausdruck nur in der Prosa, im Roman, erkennen mochten. Diese Zeit, die vom literarischen Kampflärm widerhallte und groß im Gebrauch des Schlagwortes war, fand eben keine Mußestunde, die der Genuß des lyrischen Kunstwertes erfordert.

Heute ist es ruhiger geworden. Man hat das Revolutionieren drangegeben und entwickelt sich. Mit gewaltigen Neuerungen, mit dem groben „So soll es“ läßt sich überhaupt an das zarte Blümlein Poesie nicht herankommen, des ward man bald inne. Ja, als die Kämpfer des Naturalismus und konsequenten Realismus zu ihrer Zeit auf den Plan traten, in den angriffslustigen Büchlein und Broschüren, da saß die stille Lyrik bei der Arbeit abseits vom Getriebe und ehe noch Rede und Gegenwort verhallt waren, besaßen wir eine neue lyrische Kunst. Julius Hart erkennt den Pulsschlag seiner Zeit, wenn er in der Einleitung zu seinem 1890 edierten Gedichtbuche „Homo sum“ die Lyrik der Zukunft bespricht und die Anschauungen seiner Zeit kennzeichnet: „Was aber ist wohl vermessenere, als wenn heute einer von der Zukunft der Lyrik spricht, der Lyrik, der Niemand mehr ein Ohr leihen will, und deren Gesang zu lauschen die Männer unserer Zeit für unter ihrer Würde erachten. Glaubt doch jeder grüne Junge, der vom Ladentisch in die Kritik hineingesprungen, eine besondere Ueberlegenheit, Geistesgröße und Witz an den Tag zu legen, wenn er von der lyrischen Kinderkrankheit redet, oder



wie groß muß sich so ein anderer Dummbart wohl vorkommen, wenn er feierlich erklärt, endgültig mit der Lyrik abgeschlossen zu haben, da ihn „ernstere und größere Arbeit“ rufe, nämlich die Arbeit, Romane zu schreiben. Diese Anschauung, welche in der Lyrik selbst eine geringere Kunstgattung erblickt, findet nicht immer einen so täppischen und läppiſchen Ausdruck, aber vorsichtiger aussprechen hört man sie allgemein in unseren Tagen, nicht gerade in ernstzunehmenden Büchern, aber, was mehr Wirkung ausübt, um so häufiger in der Unterhaltung, in unseren Tagesblättern. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß lyrische Dichtungen heute gekauft fast gar nicht mehr werden, — und es sind nicht nur die Dilettanten, die Unbekannten und die Anfänger, deren Gedichtsammlungen spurlos vorübergehen, unsere Erstgenannten und Bestbekannten, die Hamerling, Ringg, Storm leiden unter derselben Teilnahmslosigkeit der kaufsfähigen Menge.“

Aber das Schöne ist nicht durch Teilnahmslosigkeit tot zu kriegen. Der besten Beweis für die ideale Kraft der Lyrik bietet Julius Hart selbst, der jenen trüben Worten gleich eine ganze Sammlung Lyrik anhängt. Ich bin nicht darüber orientiert, ob „Homo sum“ eine tiefer gehende Wirkung ausgeübt hat; jedenfalls waren die neuen Töne dieses Buches der Beachtung wert. Und dieser Veröffentlichung auf dem Fuße folgten andere, die, ob nun durch Absonderlichkeit oder gesunde Kraft, die Aufmerksamkeit auf die Lyrik überhaupt lenkten: 1891 Dehmels „Erlösungen“, Falke's erste Sammlung; 1892 Busse's Gedichte, Versbücher von Jacobowski, und in den folgenden Jahren tauchten auf Anna Ritter, Benzmann, Bethge und Hugo Salus, Poeten, die das Verdienst beanspruchen dürfen, die Gesamtheit des literarisch interessirten deutschen Volkes wieder für die Lyrik erwärmt zu haben. Es verschlägt gar wenig, wenn eine einseitig strenge Kunstanschauung, „die sich die Kritik überhaupt nennen möchte“, die meisten der hier angeführten Poeten „Eklektiker“ nennt und ihrer Lyrik das Prädikat „Werwerter“ Lyrik beilegt. Es wird sich vielleicht später Gelegenheit finden, auf diese Bezeichnung und die damit zusammenhängende Geringschätzung zurückzukommen; hier genüge, das oben erwähnte Verdienst dieser Dichter recht zu unterstreichen.

Worin das Neue lag, was in den Poesien der Genannten zum Ausdruck kommt, das läßt sich mit ein paar Sätzen nicht abthun. Wer einen praktischen Einblick in die neue und neueste Lyrik thun möchte — und es hilft das besser als sehr viele Worte es zuwege brächten —, der kann das mit wenig Kosten; er greife nach drei Anthologien, die sich gegenseitig ergänzen und die bis auf die allerjüngsten Erscheinungen hinführen. Da ist zunächst ein köstliches Buch von Maximilian Bern, „Deutsche Lyrik“, das in der Universalbibliothek erschien. Das kurze Vorwort enthält die bemerkenswerte Stelle, daß die Lyrik in jedem Jahrzehnt „an originellen Anschauungen, an Ideenfülle, an ächter Empfindung und Formvollendung gewonnen, daß alle Errungenschaften der letzten Jahre auch an der Poesie nicht spurlos vorübergegangen“ seien.

Ergänzend tritt zu diesem Sammelwerk ein stattlicher Band von Karl Busse, betitelt „Neuere deutsche Lyrik“, erschienen in Otto Hendels „Bibliothek

der Gesamtliteratur“. Auf 84 Seiten ist dem Buche eine gebiegene literarhistorische Einleitung vorausgeschickt, die sehr nützlich zu lesen ist und durch ihre frische Schreibweise angenehm befruchtet. Hin und wieder läuft ein lustig unfertiges Wort über eine lyrische Größe mit unter, das man bei all seiner Herbsheit doch dem Schreiber und Poeten nicht übelnehmen kann. — Neuzerlich sehr unscheinbar, dafür aber seinem Inhalte nach um so wertvoller, reißt sich an diese beiden ein Werk, das für 10 Pfennig in jeder Buchhandlung zu erstehen ist: Ludwig Jacobowski's „Neue Lieder für's Volk.“ Die besten neueren Dichter sind da vereint. Es ist ein Büchlein, dem nichts Gleiches an die Seite gestellt werden kann; sein Verleger ist M. Liemann in Berlin. Wer dies Buch in Format eines Taschensfahrplans auf dem Wege lyrischen Kunstgenusses als Führer gelten läßt, der erhält vom Stande der heutigen deutschen Lyrik einen besseren Einblick, als das dickleibigste Compendium über die Sache ihm verschaffen könnte.

Es kann dem Leser dieser Bücher wenig mehr frommen, wenn er hinterher erfährt, daß gegenwärtig in der Lyrik drei Strömungen vorherrschen, als da sind erstens die Symbolisten, deren Kunst „sich am engsten an die entsprechende Malerei angeschlossen und ihre gemachte Altertümlichkeit poetisch wiederzugeben strebte“ (Vertreter: Dehmel, Bierbaum, Falke), — zweitens die Aestheten oder Atelierkünstler, die den Satz *l'art pour l'art* auf die Spitze trieben und eine „künstliche Kunst zu persönlichen Genußzwecken“<sup>1)</sup> pflegten (siehe: Stephan George, Wombert, von Hofmannsthal) — ferner endlich die selbständigen Naturen, die unsere Lyrik wirklich fortbilden im Sinne der Storm, Mörike, Keller — wozu sich natürlich alle rechnen, die nichts Symbolistisches oder Atelierkünstlerisches an sich verspüren. Denn er liest in diesen drei Sammlungen, daß unsere Lyrik immer noch gesund und schön ist.

Wie aber, und damit kämen wir gemach zum zweiten Teil bei Untersuchung unserer Lyrik, steht es mit dem Anteil katholischer Dichter an der lyrischen Blüte der Gegenwart? Wollte man es nach den drei angeführten Sammlungen beurteilen, so stünde es kläglich damit. Denn außer der einzigen Annette von Droste, die in den drei Büchern zu finden ist, sowie Martin Greif, der im kleinen Liebe Großes schuf, hat nur noch die Zehn-pfennigsammlung, ein paar Gedichte unseres Dreizehnlindensängers Friedrich Wilhelm Weber aufzuweisen.

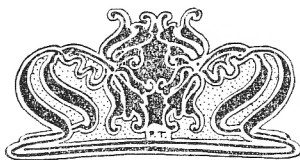
Nun ist freilich eine Anthologie noch kein sicherer Wertmesser der Leistungen einer bestimmten Richtung. Keiner der drei Herausgeber mochte Interesse daran haben, vollwertige Proben unserer Lyriker auszufuchen. Daß aber auch hier ein Suchen von Erfolg gekrönt wäre, das hoff' ich, im Verlaufe dieses Aufsatzes darzuthun.

Es bedarf „nur eines katholischen Lyrikers, um eine künstlerisch vollgültige katholische Lyrik zu schaffen“, sagt Ernst Gystrow in seinem Buche „Der Katholizismus und die moderne Dichtung“. Er begründet diese, in seinem Munde bemerkenswerte Behauptung aus dem Wesen der Lyrik heraus,

1) Die Citate nach Adolf Bartels, „die deutsche Dichtung der Gegenwart“, 3. Aufl. S. 263 ff.

wenn er sagt: „In der Lyrik steht eben der Dichter allein vor uns und kündigt uns seinen Glauben.“ — Epik und Drama objektivieren die persönliche Anschauung und stempeln sie zum allgemeinen Gesetz; „ächte Lyrik ist Bekenntnis des Subjektes; in ihr ist jede Religion subjektivistisch und darum auch dem modernen Empfinden vertraut.“ Das heißt mit anderen Worten: Auch wir Modernen werden dich, katholischen Lyriker, anerkennen und verstehen, sofern du nur — etwas kannst.

Weisen wir also nach, daß auch wir Lyriker haben, die etwas, die ganz Respektables können.



## Kritische Umschau.

### Romane und Erzählungen.

**Eufemia von Adlersfeld-Balleström, Die blonden Frauen von Ulmenried. Eine Familiengeschichte. 4. Aufl. C. Vierions Verlag, Dresden. 1900.**

Nach dem Muster von Gustav Freitags „Ahnen“ versucht die Dichterin in diesem Roman, die Geschichte einer Familie aus vier Jahrhunderten zu entwerfen. Der Erfolg des Buches, es liegt heute in der vierten Auflage vor, ist schon ein Beweis dafür, daß dieser Versuch der Dichterin gelungen ist. Der Ton der einzelnen Zeit-epochen ist sowohl im Milieu, wie im Dialog gewahrt, es sind wirklich Menschen aus jenen Zeiten, nicht moderne Menschen in altem Gewande. Die Geschichte setzt im Jahre 1551 ein; die schwarze Spanierin, die sich der Herr Ludwig Christoph zu Ulmenried zur Frau genommen, entdeckt, daß ihr Gemahl sie mit der blonden Eva betrüge, und flucht sterbend allen blonden

Frauen von Ulmenried. Schon im nächsten Jahrhundert, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, zeigen sich die ersten Folgen dieses Fluches: Ludwig Christophs Enkel war nicht glücklich in seiner Ehe, seine eigene Frau verrät das Land an Tilly und er nimmt den Verrat auf sich und findet den Tod durch das Beil. So setzt diese Familiengeschichte fort, immer wieder bewahrt sich der furchtbare Fluch der betrogenen Frau. Der letzte Sprosse von Ulmenried verbrennt in seinem Ahnenstige und wird an der Seite der blonden Eva, jener unglücksbringenden „Bernsteinberg“, bestattet.

Das Buch bildet eine angenehme Abwechslung gegenüber jenem gewöhnlichen Familienblattfutter und ist geeignet, die alte Zeit recht lebhaft zu veranschaulichen.  
Wien. Carl Conte Scapinelli.